

»Ich pflanze mich fort mit den Worten«

Differenz neu denken: Hélène Cixous, Luce Irigaray,
Ingeborg Bachmann

Lisa Jüttner

Im Kontext des *Mouvement de libération des femmes* in den 1960er Jahren entsteht eine philosophische Strömung, die unter dem Label ›französischer Differenzfeminismus‹ oder auch ›French Feminism‹¹ in die feministische Theoriegeschichte eingeht. Bereits in der Frühphase der Frauenbewegung entwickelt sich in Frankreich eine Spaltungstendenz zwischen marxistisch/materialistischen und poststrukturalistischen Ansätzen, denen auch der Differenzfeminismus zugeordnet wird. Die von Simone de Beauvoir ausgehenden Ansätze der *Féministes Radicales* (Monique Wittig, Christine Delphy, Nicole Claude-Mathieu u.a.) rund um die Zeitschrift *Questions Féministes* (1977–1980) stehen der Gruppe *Psychoanalyse et politique* (Antoinette Fouqué, Sylvina Boissonnas) gegenüber, die mit der Zeitschrift *Éditions de femmes* (gegr. 1972) das wichtigste Publikationsorgan für den ›französischen Differenzfeminismus‹ liefert. Bis heute international bekannte Vertreterinnen sind die Semiotikerin Julia Kristeva, die Philosophin und Schriftstellerin Hélène Cixous und die philosophische Psychoanalytikerin Luce Irigaray; zu nennen wären darüber hinaus Beteiligte wie Catherine Clement oder Chantal Chawaf. Gemeinsam mit Autoren wie Roland Barthes, Pierre Bourdieu oder Michel Foucault bewegt sich die *Psych et Po* im akademischen Umfeld des *Centre universitaire expérimental de Vincennes*, sowie dem *École Freudienne de Paris* (EFP), an dem Jacques Lacan unterrichtet.

Zeitgleich findet auch in Westdeutschland eine virulente Debatte um ›Differenz und Gleichheit‹ (Opitz/Rumpf 1988; Gerhard et al. 1990; Rauschenbach 2009) und eine daran geknüpfte Kontroverse zwischen Marxismus, Kritischer Theorie und ›postmodernen‹ Ansätzen statt, zu denen vielfach auch die französischen Differenztheorien gezählt werden (Möser 2014; 2015). Die feministische Theoriebildung

1 Das Label ›French Feminism‹ verbreitet sich vor allem in der US-amerikanischen Rezeption der 1980er Jahre und gilt als mitverantwortlich für eine bis heute anhaltende Trennung zwischen poststrukturalistisch/psychoanalytisch inspirierten französischen Theorien und US-amerikanischen Cultural Studies wie beispielsweise den Gynocritics (Marks/Courtivron 1980; Showalter 1981; Moi 2002; Gambaudo 2007).

ist im transnationalen Feld USA – Frankreich – Deutschland von komplexen Verstrickungen und Kontroversen durchzogen, die hier nicht im Detail ausgeführt werden können.² Festzuhalten bleibt an dieser Stelle, dass die Texte Kristevas, Irigarays und Cixous' im Zuge dieser Debatten mit großer Aufmerksamkeit bedacht werden, ein theoretisches Fundament für das Verständnis der Texte jedoch an vielen Stellen fehlt.³ Folge dessen ist eine essentialistische Zuschreibung, die ihre Wirkkraft trotz vielfacher Analysen bis heute nicht vollständig verloren hat. ›Differenz‹ wird dabei mit der Geschlechterdifferenz männlich/weiblich gleichgesetzt. Diese Lesart geht davon aus, dass mit dem Rekurs auf Themen wie Mütterlichkeit, Emotionalität oder ›Natürlichkeit‹ eine aus sich selbst heraus erklärte Weiblichkeit den Hauptgegenstand des Differenzfeminismus bildet – eine Prämisse, die

-
- 2 Zur Einführung Lindhoff (2003), Lux (2022). Neben Frankreich bildet Italien eines der historischen Zentren des Differenzfeminismus. Hier bildet sich um die Gruppe *DIOTIMA* eine weniger am französischen Poststrukturalismus orientierte Strömung differenzfeministischen Denkens aus (Dingler 2019). In Deutschland spielt zusätzlich die theoretische Dominanz der Kritischen Theorie und des Marxismus mit in die theoretischen Entwicklungen der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts, die die deutschsprachige Rezeption des Poststrukturalismus bis heute beeinflussen, was nicht zuletzt Auswirkungen auf Entwicklungen wie die Queer Theory haben (Beier 2023). Dies scheint nicht zuletzt mit einer diffusen Verwendung des Differenzbegriffs zusammenzuhängen, die in den 1980er Jahren bereits zu beobachten ist. So schreibt beispielsweise Gudrun Axeli-Knapp 1988 gegen das ›Vergessen der Differenz‹ an. Sie argumentiert, dass ein materialistischer Universalismus (u.a. Maria Mies) Unterschiede zwischen Frauen mithilfe von allgemeingültigen Konzepten wie ›Weiblichkeit‹, ›Mütterlichkeit‹ und ›weiblichem Arbeitsvermögen‹ nivellierte. Knapp erwähnt, dass »Frauenforscherinnen in der Bundesrepublik [...] sich zum einen auf die feministischen Weiterentwicklungen strukturalistischer Ansätze, der Lacanschen Psychoanalyse und der Semiotik in Frankreich (etwa Irigaray, Kristeva, Cixous) [beziehen]« (Knapp 1988: 15), vor allem in den Sozialwissenschaften jedoch eine dialektische Tradition und die Kritische Theorie dominiere. Differenz scheint hier nicht unmittelbar die französischen Ansätze zu meinen, sondern wird als Forderung gegen Universalismus (Gleichheit) ins Spiel gebracht. Darüber hinaus jedoch verknüpfen sich materialistische Ansätze mit ›Gleichheit‹, (post-)strukturalistische mit Differenz. Noch verwirrender ist, dass der französische Differenzfeminismus selbst mit Konzepten wie ›Mütterlichkeit‹ oder ›Emotionalität‹ arbeitet – diese jedoch künstlerisch und rhetorisch ›entfremdet‹ bzw. aus einer psychoanalytischen Perspektive heraus entwickelt. Diese theoretischen Aporien werden erst im Laufe der 1980er und 1990er Jahre systematisch greifbarer, bevor die deutschsprachige Auseinandersetzung mit dem ›französischen Differenzfeminismus‹ nahezu abbricht. An unterschiedlichen Stellen wird die Popularität der Theorien Judith Butlers in den frühen 1990er Jahren für den Abbruch mitverantwortlich gemacht (zum Narrativ des Paradigmenwechsels die Beiträge in Fleig 2014).
- 3 So weist beispielsweise Cathrin Dingler darauf hin, dass, als die ersten Texte Irigarays 1976 ins Deutsche übersetzt wurden, »die in Frankreich seit zwanzig Jahren geführte Diskussion um die psychoanalytischen Arbeiten Jacques Lacans« in der BRD »kaum bekannt« (Dingler 2019: 165) gewesen sei, was eine fundierte Rezeption erschwert habe.

innerhalb des feministischen Diskurses massive Kritik auslöste.⁴ Insbesondere die im westdeutschen Diskurs geführte Debatte um eine »weibliche Ästhetik« bzw. »weibliches Schreiben« greift diese Lesart des französischen Differenzfeminismus auf und trägt zu ihrer Verbreitung bei – eine Rezeptionsproblematik, die bis heute anhält.

Betrachtet man den Begriff der Differenz vor dem Theoriehintergrund der 1960er Jahre in Frankreich, ergibt sich ein anderes Bild, in das sich die feministischen Ansätze einordnen lassen und von dem ich im Folgenden ausgehe. In der poststrukturalistischen und psychoanalytischen Theorietradition bildet Differenz eine der Leitkategorien. Exemplarisch für diesen Diskurs sei hier Gilles Deleuze zitiert: »Die Differenz und die Wiederholung sind an die Stelle des Identischen und des Negativen, der Identität und des Widerspruchs getreten« (Deleuze 1992: 11). Rita Casale beschreibt diese Verschiebung als Reaktion auf die »Krise der Repräsentation«, die sich aus den sozialpolitischen Entwicklungen der 1960er Jahre als umfassende »Kritik der autoritären Strukturen der Gesellschaft« ergebe. Im Zuge einer allgemeinen Verunsicherung seien »Differenzen als epistemologisches Prinzip« (Casale 2014: 93) an die Stelle repräsentativer Logiken getreten – eine paradigmatische Verschiebung, die als Interdependenz zwischen Subjekt, Geschichte und Gesellschaft zu verstehen sei. Differenz bildet demnach eine epistemologische Kategorie, durch die Wahrnehmungsschemata überhaupt erst geformt werden. Gleichzeitig ist ihre Konjunktur auf ein gesellschaftshistorisches Krisenbewusstsein zurückzuführen, von dem ausgehend Identität zunehmend problematisiert wird. Der sogenannte Differenzfeminismus ist in diese Entwicklungen einzuordnen. Er ist Teil der von Casale markierten paradigmatischen Verschiebung und nimmt gleichzeitig eine theoretische Schwerpunktsetzung hinsichtlich des Denkens der Geschlechterdifferenz vor. Differenz meint hier gerade nicht die Identifizierung eines spezifisch weiblichen Subjekts, wie sie im kulturellen Flügel der Frauenbewegung vielfach propagiert wird, sondern die Infragestellung repräsentativer Logiken und ihrer machtvollen Institutionalisierung.

Ausgehend von diesen Vorüberlegungen möchte ich mich im Folgenden dem »Mythos Differenzfeminismus« widmen und seine Möglichkeiten im Hinblick auf gegenwartsbezogene, literaturwissenschaftliche Analysen von Geschlecht befragen. Dafür werfe ich zunächst einen Blick auf die zeitgenössische Rezeption der Texte von Cixous sowie auf ihr Konzept des »Körper-Schreibens«. Mit Luce Irigarays Mimesisbegriff lässt sich eine konstruktive Perspektive auf konkrete Darstellungen in Texten herausarbeiten und ein Begriff der Geschlechterdifferenz formulieren,

4 Überblick zur Kritik an Cixous Bray (2003: 28–42), hier sei besonders die zeitgenössische Kritik der *Questions Féministes* hervorgehoben, die bereits in den 1980er Jahre argumentieren: »There is no essence. There is no woman, no femininity, only a complex social group which has experienced systematic oppression over a period of time.« (Questions Féministes 1980: 20)

der einem gegenwärtigen Geschlechterverständnis standhält. Meine These ist, dass es dem Differenzfeminismus um ein produktives *Selbstverhältnis* geht, das als Ausgangspunkt für eine feministische Kritik gesetzt wird. Differenz meint nicht die binär-hierarchische Opposition ›männlich-weiblich‹, sondern impliziert einen produktiven Prozess der *Selbstdifferenzierung*, in dem die Schreibenden Distanz zum eigenen, durch machtvollen Prozesse hervorgebrachten Selbst gewinnen, um dieses zu transformieren. Anschließend an diese systematischen Überlegungen wird ein literarisches Textbeispiel herangezogen: Ingeborg Bachmanns 1971 veröffentlichter Roman *Malina*.

1. Mythos Geschlechterdifferenz

1.1 Weibliches Schreiben? Das epistemologische Paradox der *écriture féminine*

Das Jahr 1976 markiert einen Kulminationspunkt in der westdeutschen Debatte um ›weibliches Schreiben‹. Diskursereignisse sind zwei Veranstaltungen: das erste Treffen schreibender Frauen in München, ausgerichtet vom Verlag *Frauenoffensive*, sowie der zweite Berliner Autorentag zum Thema ›Frauen in der Literatur‹. Ebenfalls von Bedeutung sind verschiedene Veröffentlichungen: die aufsehenerregende Ausgabe der *alternative* 108/109 (›Das Lächeln der Medusa‹), in der Texte von Cixous und Irigaray erstmalig ins Deutsche übersetzt werden, Irigarays Textband *Waren, Körper, Sprache. Der ver-rückte Diskurs der Frauen* im Merve Verlag, sowie die Ausgabe 25 der Zeitschrift *Ästhetik und Kommunikation*. Der Markt für die sogenannte ›Frauenliteratur‹ boomt, im Verlag *Frauenoffensive* werden täglich bis zu fünf Manuskripte eingereicht. Johanna Wördemann schreibt in einem Bericht über das Münchener Treffen, der in der *alternative* 108/109 erscheint:

Hatten sich in den Anfängen der Neuen Frauenbewegung die Frauen vornehmlich kollektiv in Pamphleten, Aufrufen, in Sach- und Handbüchern politisch-agitatorisch geäußert [...], überwiegt heute, so der Verlag ›Frauenoffensive‹, das Bedürfnis nach Mitteilung subjektiver Erfahrung. In Selbsterfahrungsberichten schreiben Frauen ›ihre‹ Geschichte. Sie schreiben sie auf in Form von Tagebuchaufzeichnungen, Gedichten, von autobiographischen Erzählungen und (seltener) Romanen, in denen andere Frauen ihre eigene Geschichte als kollektive wiedererkennen sollen – eine Geschichte des Leidens, der Unterdrückung, aber auch die Geschichte beginnender Bewußtwerdung, erster Veränderungen (Wördemann 1976: 115).

Insbesondere das auf Cixous und Catherine Clement zurückgehende Konzept der *écriture féminine*⁵ liefert für dieses Bedürfnis nach subjektiver Erfahrung ein scheinbar adäquates Erklärungs- und Emanzipationsmodell: Schreiben inkludiert den Körper, der Körper ist durch Geschlecht differenziert, also: »Das Schreiben ähnelt deinem Körper und ein Frauenkörper funktioniert nicht wie ein Männerkörper.« (Cixous 1977: 57) Nichts ist dem Differenzfeminismus daraufhin so häufig vorgeworfen worden wie ein fundamentaler Essentialismus, der sich ausdrückt im Raunen über eine »ursprüngliche« Weiblichkeit, eine irrationale weibliche Kraft des Körpers, sowie in einer metaphorischen Gleichsetzung von mütterlichem Urinstinkt und emanzipatorischer Agitation. Anette Runte schreibt 1977 über den »Boom an Publikationen französischer Feministinnen« (Runte 1977: 35) in der Zeitschrift *Die Schwarze Botin*:

Die Frau affirmiert sich als unmittelbare Sinnlichkeit, stagniert also auf den ihr traditionell reservierten Posten, nur daß sie sich inzwischen etwas mehr Extase und Exzentrik erlaubt. [...] CIXOUS versteigt sich in eine mystische Quasi-Religiosität: Die befreite Weiblichkeit sei ein kosmisches Ganzes, komponiert aus ebensolchen Ganzheiten, ein sich bewegendes und unendlich veränderndes Ensemble aus Energie, das vom Eros durchlaufen werde, eine Art göttlicher Astralkörper. (Ebd.: 41)

Beide, Wördemann und Runte, beziehen sich auf ein zeithistorisches Bedürfnis nach weiblicher Identität, das sie in den Texten zu erkennen glauben. Trifft dies für die Konjunktur an Selbsterfahrungstexten sicherlich zu, verfehlt Runte in ihrer Interpretation das Anliegen Cixous', indem sie diese in den Kontext der »Frauenliteratur«⁶ einordnet, eine Bezeichnung, der bis heute die Assoziation des Esoterischen anhaftet (Böttiger 2021: 54). Cixous jedoch distanziert sich davon, eine weibliche Identität, einen »Ursprung« der Geschlechterdifferenz zu bestimmen. Gegenüber der Idee einer »weiblichen Schreibweise« äußert sie sich warnend: »Vorsicht, ich versuche nicht, eine weibliche Schreibweise zu schaffen, sondern in die Schreibweise das einfließen zu lassen, was bisher immer verboten gewesen ist, nämlich Wirkungen von Weiblichkeit« (Cixous 1977: 8). Sie gibt sehr bewusst kein Urteil darüber ab, was unter dem »Subjekt Frau« verstanden werden kann: »Aber vor allem muss gesagt sein, daß es heutzutage [...] keine verallgemeinerbare Frau gibt, keine Frau die ein repräsentativer Typus wäre« (Cixous 2013: 39). Auch der radikalen Subjektivität der Frauenbewegung, in der häufig der Körper als Basiselement von weiblicher Erfahrung herangezogen wird, steht sie kritisch gegenüber: »Es gibt erstaunlich viele feministische Praktiken, die in diesem Sinne ausufern, die die

5 Cixous/Clement (1975)

6 Die deskriptierliche, aber bis heute durchaus geführte Bezeichnung »Frauenliteratur« wird für Literatur verwendet, die »von Frauen für Frauen geschrieben wurde und »weibliche Erfahrung« thematisiert« (Folie 2016).

enthaupete Frau produzieren und sich einer Art nichtssagenden, natürlichen Körpers versichern. Das ist für mich eine gefährliche Naivität« (Classen/Goettle 2020 [1977]: 153), äußert sie in einem Interview mit der *Schwarzen Botin*. Was also meint Cixous mit ›Körper-Schreiben‹?

Ihre rhetorische Konstruktion von Weiblichkeit ist verbunden mit einem Paradox, mit dem sie zum einen den essentialistischen Status der Geschlechterdifferenz negiert und zum anderen den Körper als Topos einer vermeintlich biologischen Geschlechterdifferenz aufruft. Wenn Cixous ›Körper-Schreiben‹ einbringt, versteht sie dieses als Artikulation eines Begehrens, welches eine Brücke zwischen dem individuellen wie kollektiven Verdrängten schlägt und im spezifischen Kontext der Frauenbewegung an die Oberfläche drängt. Das Schreiben, wie Cixous es denkt, verweist nicht auf ein weibliches Subjekt, sondern auf die Differenz zwischen Signifikant (sprachlichem Zeichen) und Signifikat (Bedeutung), wie sie für die poststrukturalistische Theorie ausschlaggebend ist (Sabisch 2019: 285). Ihr Anliegen ist es, einer männlich strukturierten, universalistischen Wissensproduktion performativ zu widersprechen und damit Sprache als machtvollen Ort von Bedeutungsgebung selbst zu dekonstruieren. Demnach geht es nicht um die Identifizierung eines weiblichen Subjekts, sondern es geht um Subjektivität, im Sinne eines spezifischen Gerichtet-Seins auf ein Anderes und das sich daraus entwickelnde Sprechen und Schreiben. In diesem Prozess sind sowohl das Subjekt als auch das Objekt variabel – im ›Körper-Schreiben‹, wie es Cixous meint, wird das Ich zur/zum Betrachter*in seiner selbst. Das Schreiben entsteht aus dem Begehren nach einer Subjektivität in dieser spezifischen Situation. Die Kontingenz dieser Konstruktion, die beschrieben werden kann als dialogisches Verhältnis zwischen Ich und Anderem, unterliegt gezwungenermaßen einem gesellschaftsstrukturellen Wandel, einem ›changeance‹, wie Cixous es hier in einem Interview formuliert:

Natürlich ist diese Nachkommenschaft heutzutage, zu Beginn unseres Jahrhunderts, queer. Aber sie wird weitergetragen. Das heißt, ich weiß nicht, was die Nachkommenschaft der *Queers* sein wird, und außerdem wird sie sowieso durchmischt sein mit Kreuzungen aus anderen Etappen in anderen Kulturen, der Japanischen, Koreanischen, Afrikanischen, et cetera, et cetera. Auf jeden Fall, wird es ständig zu Verbindungen kommen. Zu verschiedenen Verbindungen und Verbündungen, natürlich. Ich denke also, daß, was andauert und große Wichtigkeit hat, die Notwendigkeit ist, das zu denken, was ich vorhin ›changeance‹ genannt habe. Nicht eine Instabilität, sondern einfach eine anhaltende Beweglichkeit, ein Weitergetragenwerden, das immer stattfinden wird, eine Art Spiel. Da wird immer Spiel sein: Es spielt und wird gespielt. Es wird gespielt, wie im Theater. Das bedeutet, daß es sich selbst spielt, sich auch in Szene setzt, sich verkleidet, die ganze Zeit in Entstehung begriffen ist (Simm/Schäfer 2017: 184).

1.2 Mimetischer Selbstbezug: Irigarays ›Abhören der Philosophiegeschichte‹

Geht es Cixous primär um das Schreiben als Praxis, konzentriert sich Luce Irigaray auf eine kritische ›Durcharbeitung‹ der Philosophie- und Geistesgeschichte, indem sie den männlichen Diskurs auf die Spuren des Verdrängten hin ›abhört‹. In ihrem zentralen Text *Speculum* (frz. 1974; dt. 1980) geht sie schreibend in den Kontakt mit einem männlichen Diskurs – Platon, Freud, Hegel – und befragt ihn im Hinblick auf die verdrängten Spuren des Weiblichen. In ihrer 1979 auf Deutsch erschienenen Textsammlung *Das Geschlecht das nicht eins ist* (frz. 1977) kommentiert sie diese Methode als ›psychoanalytisches Vorgehen‹, als »Aufmerken auf die Funktionsweise des Unbewußten jeder Philosophie [...] Ein Horchen auf ihre Prozeduren der Verdrängung und Strukturierung der Sprache, die ihre Repräsentationen stützt, indem sie das Wahre vom Falschen und das Sinnvolle vom Unsinnigen scheidet« (Irigaray 1979: 78). Dabei wählt sie eines der zentralen Konzepte der Rhetorik, Poetik und Ästhetik, um ihr eigenes Anliegen in diese Strukturen einzuarbeiten, die *Mimesis*. Sie ahmt die Sprache des jeweiligen philosophischen Diskurses nach »durch die für sie bekanntermaßen kennzeichnende Methode, den Text, den sie schreibt, mit dem, den sie – anklagend bis ergeben – ›zitiert‹, immer auch nachbildend zu ›fusionieren‹« (Härtel 2015: 147). Dabei verbindet Irigaray ihre Mimesis mit einem Begriff von Weiblichkeit, den sie wesentlich von Lacan übernimmt. »[W]ir behaupten, daß die Frau, um Phallus zu sein, Signifikant des Begehrens (*désir*) des Anderen, einen wesentlichen Teil der Weiblichkeit, namentlich all ihre Attribute in die Maskerade zurückbannt.« (Irigaray 1979: 60) Weiblichkeit ist durch das männliche Begehren strukturiert und entsteht für Irigaray dadurch, dass Frauen das Objekt männlichen Begehrens sein wollen. Mit anderen Worten: Die Frau glaubt das zu sein, was sie als begehrtes Objekt des Männlichen sieht und maskiert sich dementsprechend. Dies ist der Status des Weiblichen, außerhalb davon kann es keine Weiblichkeit geben. Vereinfacht formuliert: »Nur ›maskiert‹ ist eine Frau unter patriarchalen Machtverhältnissen handlungs- und sprechfähig« (Zimmermann 2017: 89). Im mimetischen Lesen und Schreiben jedoch könne sich die Frau darüber hinwegsetzen, sie horche ihrer eigenen Abwesenheit in den Texten nach und formt sie bewusst um: »Mimesis zu spielen bedeutet also für eine Frau den Versuch, den Ort ihrer Ausbeutung durch den Diskurs wiederzufinden, ohne sich darauf einfach reduzieren zu lassen. [...] Es geht darum, diese Rolle freiwillig zu übernehmen« (Irigaray 1979: 78). Die Mimesis bei Irigaray ist eine sowohl nachahmende wie ermächtigende Praxis, in der durch das Neu- und Wiederlesen der Kulturgeschichte eine Differenz zwischen das Subjekt und seine Repräsentation gezogen wird. Im »Effekt spielerischer Wiederholung« erscheint, »was verborgen bleiben mußte: die Verschüttung einer möglichen Operation des Weiblichen in der Sprache« (ebd.). Indem Irigaray dies nicht nur theoretisch denkt, sondern selbst in ihren Schriften praktiziert, stellt sie eine wich-

tige Vordenkerin für Butlers performatives Verständnis von Geschlecht dar, in dem reiterativ ausgeführte Normen und Praktiken Geschlecht sowohl produzieren wie auch transformieren. Auch Andrea Maria Zimmermann betont diese Überschneidung zwischen Mimesis und Performativität: »[B]eide Begriffe zielen auf eine Form der Kritik, die sich mit Fragen der Produktions- und Rezeptionsästhetik auseinandersetzt und Methoden der Verschiebung und Entstellung bedient, um die jeweilige hegemoniale Ordnung zu irritieren und Potenzial zur Veränderung aufzuzeigen« (Zimmermann 2017: 63). Eine Unterscheidung ist hier jedoch zu treffen: Butler verwendet den Begriff der Maskerade im Anschluss an Lacan und Irigaray, um ihr eigenes performatives Verständnis von Geschlecht zu entwerfen (Butler 1991: 80). Irigaray dagegen differenziert sehr wohl zwischen der Maskerade als Weiblichkeit und der Mimesis als produktiver Praxis. »Productive mimesis means the activity of assuming the position of woman in the masculine discourse while being aware of being a woman and performing first person acts of expression« (Lehtinen 2014: 40). Verkürzt formuliert geht es nicht darum, die Maske abzuwerfen, sondern sie sich zu eigen zu machen. Irigarays mimetische Methode des Befragens eines männlichen Diskurses im Hinblick auf verdrängte Spuren des Weiblichen eröffnet, was mit Teresa de Lauretis als *space-off* bezeichnet werden kann: »a movement from the space represented by/in a representation, by/in a discourse, by/in a sex-gender-system, to the space not represented yet implied (unseen) in them.« (Lauretis 1987: 26) Die Differenz zwischen Ich und Welt kann eine Erfahrung sein, die den Raum des Noch-Nicht-Möglichen überhaupt erst erscheinen lässt.

2. Außer-Sich-Sein: Geschlechterdifferenz als Selbstdifferenz

Versteht man die Geschlechterdifferenz als Denkfigur, von der ausgehend historisch-kontingente Fragen an ihre jeweilige Zeit formuliert werden können, verbindet sie Individuum und Geschichte. Die individuelle Differenzerfahrung (Ich bin nicht Ich) führt zu einem Spannungsverhältnis von Erleben und Erfahrung, zwischen normativer Anforderung und individuellem Empfinden der Geschlechterdifferenz (König/Erhart 2023: 370). Geschlechterdifferenz als kategoriale Zuschreibung, als normatives Konzept, begrenzt und schließt aus. Sie kann dazu führen, dass Selbstwahrnehmung und gesellschaftliche Zuordnung in ein Missverhältnis geraten.

Nichtsdestoweniger verweist Geschlecht per se auf Differenz. [...] Die Politik einer De-Thematisierung von Geschlecht oder auch einer beliebigen Vervielfältigung und ›Vergleichgültigung‹ der Geschlechterdifferenz könnte dem Erleben von Geschlecht zuwiderlaufen, das auf das Differente verweist und das Zuhause-Sein im

spezifisch eigenen Geschlecht als ein nicht stillzulegendes Bedürfnis hervorruft. (Ebd.)

Geschlechtliches Erleben, so lässt sich festhalten, ist keineswegs beliebig, sondern erfordert die ständige Aushandlung von Differenz, genauer: »die Forderung nach einer positiven nicht-hierarchisierenden Anerkennung von Differenz bzw. von Verschiedenheit.« (Maihofer 2024: 64) Für die Analyse literarischer Texte lässt sich dieses Verständnis fruchtbar machen. Wie werden Differenzerfahrungen in einer spezifischen Epoche verhandelt? Welche Topoi und vorgeformten kulturgeschichtlichen Orte werden in der Literatur »abgehört«, um sie hinsichtlich des »Different-Seins« zu befragen? Für mich bedeutet Geschlechterdifferenz als analytische Kategorie eine Art Sensorium, einen Ausdruck des Unbehagens, welches in der Erfahrung begründet liegt, mit dem eigenen Körper keinen Platz in der vorhandenen Ordnung zu haben. Different zu sein, nicht in die Ordnung des Gleichen zu passen, ist dabei Voraussetzung für Kritik – eine Kritik, die das Selbst notwendigerweise miteinschließt. Differenz als Instrument von Kritik bedeutet demnach, zu sich selbst in ein differentielles Verhältnis zu treten, *aus sich selbst herauszutreten*, um diejenigen Diskurse und Imaginationen zu verstehen, durch die die eigene Geschlechtlichkeit produziert wird. Ich gehe davon aus, dass literarische Texte in der Lage sind, Veränderungen von Subjekten sowohl darzustellen als auch zu bewirken, ohne dass sie diese explizit und eindeutig benennen. Sowohl für die Entwicklung eines geschlechtlich bestimmten Selbstverhältnisses als auch für die ästhetische Artikulation ist die Einbildungskraft hier der entscheidende Faktor. Sie verbindet das Vorhandene mit dem Möglichen, als »Vermögen der Anschauungen auch ohne Gegenwart des Gegenstandes« (Kant 1975: 466). Einbildungskraft als das zentrale Vermögen der Ästhetik gründet jedoch auf der Anschauung – der Imagination geht die Erfahrung voraus. Im ästhetischen Medium der Literatur bedeutet das, sich selbst wahrzunehmen, mit sich selbst eine Erfahrung zu machen und »sich zu schreiben« (Foucault 2022).

Entziehen sich literarische Darstellungen von Geschlecht einer auf Authentizität verbürgten Lesart (Ich kann nicht Ich sein), wird die Frage nach dem »Ich« umso drängender. Wie kann ein Subjekt, das sich seiner Selbst nicht sicher ist, über sich schreiben? Wie lassen sich Erfahrungen und Erlebnisse des Nicht-Übereinstimmens artikulieren, als »Schauplätze der Störung, des Irrtums, der Verwirrung und des Unbehagens als Ansatzpunkt für einen gewissen Widerstand gegen Klassifizierung und gegen Identität an sich« (Butler 2003: 149)? Wo gewinnt das Ich Autonomie – nicht über sich selbst, aber über seine eigene Geschichte?

3. Die trunkene Dichterin: Ingeborg Bachmanns *Malina*

Im Folgenden möchte ich diesen Fragen anhand von Ingeborg Bachmanns Roman *Malina* nachgehen. *Malina* erscheint 1971, inmitten der gesellschaftspolitischen Umwälzungen, die im Kontext der Autonomen Frauenbewegung stattfinden. Die namenlose Ich-Erzählerin bildet den Mittelpunkt der Handlung, sie ist zugleich Protagonistin wie Erzählerin ihrer eigenen Geschichte. Sie erzählt zwanghaft (»ich muß erzählen«, Bachmann 1995: 670), wie sie von zwei Männern dominiert wird: Ivan und Malina. Im Kontext der Frauenbewegung ist es gerade die Selbstverschuldung der Ich-Erzählerin, die die feministische Rezeption gegen den Roman aufbringt (Freigerlach 1998: 256). Die Ivan-Figur, so wird unmissverständlich klar, ist eine Projektion der Liebesphantasien des Ichs. Obwohl er das Ich beleidigt und diskreditiert, kann sie sich aus der Abhängigkeit zu ihm nicht befreien und gerade in den Momenten ihrer Unterlegenheit erhebt sie Ivan zum Heilsbringer und romantischen Märchenprinzen. Für die zeitgenössische feministische Rezeption ist diese Unterwürfigkeit der Ich-Erzählerin ein Affront, noch perfider wird diese Konstellation, da es sich bei der Ich-Erzählerin um eine renommierte Schriftstellerin handelt, die sich durch die Liebe zu einem Mann ihrer eigenen Möglichkeiten beraubt. Kaum verwunderlich also, dass Bachmanns Roman im Kontext der Frauenbewegung in Ungnade fällt.

Das Ich, so scheint es, gibt sich der zerstörerischen Liebe zur Ivan-Figur freiwillig hin, ihr Erzählen ist eine Hommage an die ekstatischen Höhenflüge der Liebe:

[D]as soll nie aufhören, noch lange dauern, einen Film lang, der noch nie gelaufen ist, aber in dem ich jetzt Wunder über Wunder sehe, weil er den Titel hat *Mit Ivan durch Wien fahren*, weil er den Titel hat *Glücklich, Glücklich mit Ivan* und *Glücklich in Wien, Wien glücklich* und diese reißenden Bilderfolgen, die mich schwindlig machen, hören auch nicht auf, wenn scharf gebremst wird [...], *Glücklich, Glücklich*, es heißt glücklich, es muß glücklich heißen, denn die ganze Ringstraße ist untermalt von Musik, ich muß lachen, weil wir sprunghaft anfahren, weil ich überhaupt keine Angst habe heute. (Bachmann 1995: 341f; Herv. i.O.)

Mit der ekstatischen Liebe schließt Bachmann an einen Topos an, der so alt ist wie die Literatur selbst: die ungestillte und unbeantwortete Liebe, die ihre berühmteste Form in der mittelalterlichen Minne hat. Schon 1979 beschrieb Sigrid Weigel die Bachmann'sche Darstellung der Liebe als eine »dem Mythos entlehnte ›Kunstfigur‹«, als »Figur der Sehnsucht oder der Klage, der die Kunst ihre Stimme verleiht« (Weigel 1987: 221). Betrachtet man die Liebe des Ichs zu Ivan als Besessenheit, lässt sich hier noch weiter zurückgehen. So ist bereits bei Platon der Rausch als Ausdruck göttlicher Besessenheit das höchste Dichtungsideal (Platon 1963: 23ff). In der Moderne wird der Inspirationstopos zum »Reflexionstopos [...], um die subjektive Be-

dingtheit literarischer Produktion zu verhandeln« (Wieland 2022: 43). Doch in die ›trunkene Dichtung‹ ist eine Geschlechterasymmetrie eingeschrieben, die, so würde ich behaupten, Bachmann schmerzlich bewusst war. Für die Genialität des männlichen Dichters, ausgelöst von einem in der Regel weiblichen begehrten Objekt, ist der Rausch Ursprung literarischer Höchstleistung. Wagt sich die Dichterin in die Höhen der Ekstase wird diese pathologisiert. Bachmann stellt mit der ekstatischen Liebe aus der Sicht einer weiblichen Ich-Erzählerin diese Geschlechterasymmetrie zur Disposition und zeigt so, dass sich weibliche Schreibende nicht im gleichen Maße dem produktionsästhetischen Ideal ›trunkener Dichtung‹ bedienen können.

In ihrer Figur der weiblichen ›dichterischen Trunkenheit‹ (Höller 2017) zeigt Bachmann die Begrenzungen durch die Geschlechterdifferenz auf und überwindet sie gleichzeitig. Eine Dichterin, die, ausgelöst von einem männlichen begehrten Objekt zum Schreiben und damit gleichzeitig zum autopoetischen Selbst-Schreiben kommt, lässt bestehende, durch Geschlecht differenzierte Ordnungsprinzipien (das Weibliche ist das begehrte Objekt) sichtbar werden. Indem sie die eigene Unterdrückung jedoch im Irigaray'schen Sinne schreibend nachahmt, geht sie darüber hinaus und wird zu einem Subjekt durch den Akt des Schreibens. ›Sich-selbst-schreiben‹ endet in *Malina* mit dem selbstgewählten Ermordet-Werden, dem Verschwinden in der Wand: »Ich bedaure mich nicht mehr« (Bachmann 1995: 659), heißt es kurz vor Schluss, und dann: »Es war Mord« (ebd.: 695). Bachmanns Ich verharret auf der Schwelle, es verbleibt in der Wand, doch die letzten gesprochenen Worte des Romans sind seine. Das Ich fällt ein selbstbestimmtes Urteil über seine Geschichte, es erzählt sein eigenes Ermordet-Werden. Bachmanns Ich ist damit nicht – oder zumindest nicht nur – eine Darstellung passiv-abhängiger Weiblichkeit, sondern in der notwendigen Überschreitung und schlussendlichen Ablösung des Selbst liegt die utopische Möglichkeit der Befreiung.

4. Geschlechterdifferenz erleben: Die ›reine Aktualität‹

Eine rekonstruktive Perspektive auf das Phänomen der Geschlechterdifferenz zeigt, dass es höchste Zeit ist, den Staub von diesem Begriff zu wischen und ihn einer zeitgemäßen Revision zu unterziehen, bei der *alle* geschlechtlichen Existenzweisen berücksichtigt werden können. Die Ansätze Cixous' und Irigarays sind in erster Linie eines: eine Kritik an kultureller Hegemonie. Sowohl die Formen der Kritik als auch die Ordnung, auf die sie sich richten, unterliegen einem Wandel und lassen sich nicht auf Kategorien wie ›männlich‹ oder ›weiblich‹ festlegen. Gerade darin liegt das Potential dieser Ansätze: dass sie das Erleben der individuellen Geschlechterdifferenz als Irritation am Bestehenden begreifen. Die zum Teil rigoros ablehnende Haltung gegenüber differenzfeministischen Ansätzen spielt dem Bild einer feministischen Theoriegeschichte in Brüchen in die Hände und macht wie so oft eine histori-

sche Perspektive auf feministische Bemühungen unsichtbar. Statt auf die Differenzen zu verweisen, plädiere ich dafür, kritisch Konvergenzen herauszuarbeiten und von dem Denken der Vorgänger*innen zu profitieren.

Mit Blick auf Literatur, in der eine individuelle Differenzerfahrung artikuliert wird und die sich gleichzeitig an ein allgemeines Publikum richtet, kann diese Perspektive geschärft werden. Keine Sprache zu haben für die eigene, durch Geschlecht bedingte Erfahrung, ist Ausgangspunkt unterschiedlicher Schreibversuche und gibt Aufschluss darüber, was in einer bestimmten Zeit das Erleben von Geschlecht determiniert. Wie deutlich wurde, zeigt sich Differenz an dem, was *nicht* erzählt werden kann, weil es dafür keine Sprache gibt, im literarischen Text dann aber nichtsdestotrotz eine Form findet. Bachmanns »trunkene Dichterin« verkörpert in der patriarchalen Ordnung der ausgehenden 1960er eine utopische Figur, die als Schemen des männlichen Dichterideals erscheint. Differenz in Literatur zu ertasten und wahrnehmbar zu machen, lässt sich als eine offene Begegnung mit einer Grenze verstehen, die sich im Schreiben nicht auflöst, sondern sichtbar wird. Diese Befragung der eigenen Gegenwart, ausgehend vom Ich, ist eine Frage der »reine[n] Aktualität [...] Welchen Unterschied führt sie heute gegenüber gestern ein?« (Foucault 2005: 689) Wie erlebe ich mich heute? Welche Formen der Artikulation sind mir möglich? »Ich pflanze mich fort mit den Worten« (Bachmann 1995: 404), so poetisch bringt Bachmann das Ästhetische dieser schöpferischen Selbstanschauung zur Sprache. Die philosophische Frage der *theoria*, der Anschauung, erlaubt den unabgeschlossenen Dialog zwischen Ich und seinem Anderen, das als Materialisierung einer historisch-kontingenten Geschlechterordnung auftritt.

Literatur

- Bachmann, Ingeborg (1995): Todesarten-Projekt. Kritische Ausgabe. 4 Bände in 5 Bänden. Bd. 3.1: Malina, hg. von Monika Albrecht und Dirk Götsche, München/Zürich: Piper.
- Beier, Friederike (2023) (Hg.): Materialistischer Queerfeminismus. Theorien zu Geschlecht und Sexualität im Kapitalismus, Münster: Unrast Verlag.
- Böttiger, Helmut (2021): Die Jahre der wahren Empfindung. Die 70er – eine wilde Blütezeit der deutschen Literatur, Göttingen: Wallstein. <https://doi.org/10.5771/9783835346611>
- Bray, Abigail (2003): Hélène Cixous. Writing and Sexual Difference, London: Bloomsbury. <https://doi.org/10.1007/978-1-4039-3887-9>
- Butler, Judith (1991): Das Unbehagen der Geschlechter, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Butler, Judith (2003): Imitation und die Aufsässigkeit der Geschlechtsidentität, in: Andreas Kraß (Hg.), Queer denken. Gegen die Ordnung der Sexualität, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 144–168.

- Casale, Rita (2014): Subjekt feministisch gedacht, in: Fleig, Anne (Hg.): Die Zukunft von Gender. Begriff und Zeitdiagnose, Frankfurt a.M./New York: Campus Verlag, 76–96.
- Cixous, Hélène (1977): Die unendliche Zirkulation des Begehrens, Berlin: Merve Verlag.
- Cixous, Hélène (2013): Das Lachen der Medusa, in: Esther Hutfless/Gertrude Postl/Elisabeth Schäfer (Hg.), Hélène Cixous: Das Lachen der Medusa: zusammen mit aktuellen Beiträgen, Wien: Passagen Verlag, 39–62.
- Cixous, Hélène/Clement, Cathérine (1975): La jeune née, Paris: Union Générale d'Éditions.
- Classen, Brigitte/Goettle, Gabriele (2020 [1977]): Trennung. Ein Gespräch mit Hélène Cixous und Maren Sell, in: Vojin Saša Vukadinović (Hg.), Die Schwarze Botin. Ästhetik, Kritik, Polemik, Satire 1976–1980, Göttingen: Wallstein. <https://doi.org/10.5771/9783835345331-149>
- Deleuze, Gilles (1992): Differenz und Wiederholung, München: Fink Verlag.
- Dingler, Catrin (2019): Der Schnitt. Zur Geschichte der Bildung weiblicher Subjektivität, Frankfurt a.M.: Campus.
- Fleig, Anne (Hg.) (2014): Die Zukunft von Gender. Begriff und Zeitdiagnose, Frankfurt a.M./New York: Campus Verlag.
- Folie, Sandra (2016): Frauenliteratur, in: Gender Glossar. Open Access Journal zu Gender und Diversity im intersektionalen Diskurs, <https://www.gender-glossar.de/post/frauenliteratur>.
- Foucault, Michel (2005): Was ist Aufklärung?, in: Michel Foucault, Schriften in vier Bänden. Dits et Ecrits. Band IV (1980–1988), hg. von Daniel Defert und François Ewald, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 687–705.
- Foucault, Michel (2022): Über sich selbst schreiben, in: Michel Foucault, Ästhetik der Existenz. Schriften zur Lebenskunst, hg. von Daniel Defert, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 137–154.
- Frei Gerlach, Franziska (1998): Schrift und Geschlecht. Feministische Entwürfe und Lektüren von Marlen Haushofer, Ingeborg Bachmann und Anne Duden, Berlin: Erich Schmidt Verlag.
- Gambaudo, Sylvie (2007): French feminism vs Anglo-American feminism: A reconstruction, in: European Journal of Women's Studies 14, 93–108. <https://doi.org/10.1177/1350506807075816>
- Gerhard, Ute et al. (Hg.) (1990): Differenz und Gleichheit. Menschenrechte haben (k)ein Geschlecht, Frankfurt a.M.: Ulrike Helmer Verlag.
- Härtel, Insa (2015): Symbolische Ordnungen umschreiben. Autorität, Autorschaft und Handlungsmacht, Bielefeld: transcript.
- Höller, Hans (2017): »Meine Trunkenheit kann ich nicht abschütteln«. Rausch und Trauer im Werk Ingeborg Bachmanns, in: Katharina Manojlovic/Kerstin Putz

- (Hg.), *Im Rausch des Schreibens. Von Musil bis Bachmann*, Wien: Paul Zsolnay Verlag, 13–27.
- Irigaray, Luce (1979): *Das Geschlecht, das nicht eins ist*, Berlin: Merve Verlag.
- Kant, Immanuel (1975): *Anthropologie in pragmatischer Hinsicht*, in: Immanuel Kant, *Werke in zehn Bänden*. Bd. 10. hg. von Wilhelm Weischedel, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 399–690.
- Knapp, Gudrun-Axeli (1988): *Die vergessene Differenz*, in: *Feministische Studien* 6(1), 12–31. <https://doi.org/10.1515/fs-1988-0104>
- König, Tomke/Erhart, Walter (2023): *Das Ich in der Geschlechterforschung. Zur Bedeutung von Erfahrung und Erleben für die Kritik der Geschlechterordnung – Soziologische und literaturwissenschaftliche Perspektiven*, in: *Internationales Archiv für Sozialgeschichte der Literatur* 48(2), 356–378. <https://doi.org/10.1515/iasl-2023-0017>
- Lauretis, Teresa de (1987): *The Technology of Gender*, in: Teresa de Lauretis, *Technologies of Gender. Essays on Theory, Film and Gender*, Bloomington/Indianapolis: Indiana University Press.
- Lehtinen, Virpi (2014): *Luce Irigaray's Phenomenology of Feminine Being*, New York: SUNY Press. <https://doi.org/10.1515/9781438451299>
- Lindhoff, Lena (2003): *Einführung in die feministische Literaturtheorie*, Stuttgart: Metzler. <https://doi.org/10.1007/978-3-476-05080-9>
- Lux, Katharina (2022): *Kritik und Konflikt. Die Zeitschrift Die Schwarze Botin in der autonomen Frauenbewegung*, Wien/Berlin: mandelbaum Verlag.
- Maihofer, Andrea (2024): *Kommentar: Probleme der Anerkennung von Andersheit und Differenz*, in: Vera Kallenberg/Tomke König/Walter Erhart (Hg.), *Geschlecht als Erfahrung Theorien, Empirie, politische Praxis*, Bielefeld: transcript, 63–80. <https://doi.org/10.14361/9783839468142-005>
- Marks, Elaine/Courtivron, Isabelle de (Hg.) (1980): *New French Feminisms: An Anthology*, Amherst: University of Massachusetts Press.
- Moi, Toril (2002): *Sexual/Textual Politics: Feminist Literary Theory*, London/New York: Routledge. <https://doi.org/10.4324/9780203426036>
- Möser, Cornelia (2014): *C'è ma non si vede. Über die Erfindung des Gleichheits- und des Differenzfeminismus. Eine Dekonstruktion*, in: Ilse Nagelschmidt et al. (Hg.), *Interdisziplinäres Kolloquium zur Geschlechterforschung II. Neue Beiträge*, Frankfurt a.M. u.a.: Peter Lang, 33–50.
- Möser, Cornelia (2015): *Die feministischen Gender-Debatten in Frankreich und Deutschland. Ein Paradigmenwechsel in der feministischen Theorie?*, in: Ludwig Gasteiger/Marc Grimm/Barbara Umrath (Hg.), *Theorie und Kritik: Dialoge zwischen differenten Denkstilen und Disziplinen*, Bielefeld: transcript, 185–208. <https://doi.org/10.14361/9783839429860-007>
- Opitz, Claudia/Rumpf, Mechthild (1988): *Einleitung*, in: *Feministische Studien* 6(1), 6–11. <https://doi.org/10.1515/fs-1988-0103>

- Platon (1963): *Ion*. Griechisch-deutsch, hg. von Hellmut Flashar, Tübingen: Ernst Heimeran Verlag. <https://doi.org/10.1515/9783110357288>
- Questions Féministes (1980): *Variations on Common Themes*, in: Elaine Marks/Isabelle de Courtivron (Hg.), *New French Feminisms: An Anthology*, Amherst: University of Massachusetts Press, 212–230.
- Rauschenbach, Brigitte (2009): Gleichheit, Differenz, Freiheit? Bewusstseinswenden im Feminismus nach 1968, in: *GenderPolitikOnline*, https://www.fu-berlin.de/sites/gpo/pol_theorie/Zeitgenoessische_ansaetze/Gleichheit__Differenz__Freiheit/rauschenbach_august.pdf
- Runte, Anette (1977): Lippenblütlerinnen unter dem Gesetz. Über feministische Diskurse in Frankreich: Luce Irigaray, Hélène Cixous, Cathérine Clement, Julia Kristeva, in: *Die Schwarze Botin* 5, 35–42.
- Sabisch, Katja (2019): Poststrukturalismus: Geschlechterforschung und das Denken der Differenz, in: Beate Kortendiek/Birgit Riegraf/Katja Sabisch (Hg.), *Handbuch Interdisziplinäre Geschlechterforschung*, Wiesbaden: Springer VS, 283–291. https://doi.org/10.1007/978-3-658-12496-0_22
- Showalter, Elaine (1981): *Feminist Criticism in the Wilderness*, in: *Critical Inquiry* 8(2), 179–205. <https://doi.org/10.1086/448150>
- Simma, Claudia/Schäfer, Elisabeth (2017): Medusas »Changeance«. Ein Interview mit Hélène Cixous, in: Esther Hutfless/Gertrude Postl/Elisabeth Schäfer (Hg.), *Hélène Cixous. Das Lachen der Medusa: zusammen mit aktuellen Beiträgen*, Wien: Passagen Verlag, 181–192.
- Weigel, Sigrid (1987): *Die Stimme der Medusa: Schreibweisen in der Gegenwartsliteratur von Frauen*, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Wieland, Magnus (2022): *Schreibrausch. Figuren des poetischen Furors*, Hannover: Wehrhahn Verlag.
- Wördemann, Johanna (1976): Schreiben um zu überleben oder Schreiben als Arbeit. Notizen zum Treffen schreibender Frauen in München, Mai 1976, in: *alternative* 108/109, 115–118.
- Zimmermann, Andrea Maria (2017): *Kritik der Geschlechterordnung. Selbst-, Liebes- und Familienverhältnisse im Theater der Gegenwart*, Bielefeld: transcript. <https://doi.org/10.1515/9783839433638>